

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Ideologische Regression und methodologische Innovation: Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften in den 1930er und 40er Jahren

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1991) : Ideologische Regression und methodologische Innovation: Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften in den 1930er und 40er Jahren, In: Wolfgang Küttler, Karl Noack (Ed.): Historiographiegeschichte als Methodologiegeschichte: zum 80. Geburtstag von Ernst Engelberg, ISBN 3-05-001832-1, Akademie Verlag, Berlin, pp. 182-186

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112363>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Ideologische Regression und methodologische Innovation¹ Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften in den 1930er und 40er Jahren

In den Grundzügen ist bekannt und unbestritten, daß sich die Geschichtswissenschaft, besonders die deutsche, im 19. Jh. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. in sehr deutlicher Absetzung von den systematischen Sozialwissenschaften entwickelt hat. Das läßt sich an den großen methodologischen Kontroversen des 19. Jh. zeigen: an Droysens Abqualifizierung des Engländers Buckle und seiner Zivilisationsgeschichte, die angeblich zu positivistisch und zu generalisierend war; an Treitschkes Polemik gegen Robert von Mohl und andere Vertreter einer Gesellschaftslehre, die angeblich die Rolle der Wirtschaft im gesellschaftlichen Leben überschätzten und die Rolle des Staates unzulässig verkleinerten; an der Abweisung Lamprechts durch die Zunft, die ihm seine generalisierend-typisierende Methode, seine unbekümmerte Breitflächigkeit, seinen Materialismus und seine geschichtsgeschichtliche Sichtweise vorwarf.

Daß sich die Entwicklungen der Völker, Nationen und Staaten voneinander unterschieden, daß man sie in ihren Eigenarten zu erkennen habe, daß die deutsche Entwicklung eben nicht nur ein zeitlich verschobener Abklatsch der französischen sei und auch an dieser nicht gemessen werden dürfe – diese Überzeugung von der Individualität auch noch der komplexesten historischen Einheiten, der Völker und Staaten, war ein Kernbestandteil der geschichtswissenschaftlichen Sicht der Wirklichkeit, und diese Sicht stand im Gegensatz zu sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die das Allgemeine an menschlichen Vergesellschaftungsformen zu untersuchen unternahmen und den generalisierenden Begriff der bürgerlichen Gesellschaft als Zentrum und Maßstab wählten. Ihre ausgeprägte Staatsorientierung, das Individualitätsaxiom, der Entwicklungsbegriff, die starke Betonung des Verstehens vor dem systematischen Erklären – diese Grundbestandteile einer historisch geprägten Fachhistorie machten es ihr schwer, sich den Anregungen der aufsteigenden systematischen Sozialwissenschaften zu öffnen. Manchmal spielten auch Antisozialismus und gesellschaftsfremder Idealismus eine Rolle, daneben anti-westliche Reserven und Ressentiments, die sich nach dem verlorenen Weltkrieg weiter verfestigten. Es gab Ausnahmen, Otto Hintze z.B. Es gab Felder, auf die all dies weniger zutraf, die Landesgeschichte z.B. Es gab schwer einzuordnende Mischbereiche außerhalb der Fachhistorie, etwa die historisch orientierten Staats- und Sozialwissenschaften von Bruno Hildebrand bis Werner Sombart. Aber die Hauptströmung der professionellen Geschichtswissenschaft war anti-sozialwissenschaftlich, speziell anti-soziologisch orientiert.

Dieses herkömmliche Paradigma ist nicht erst seit den 1950er und 60er Jahren, sondern schon in den 20er bis 40er Jahren durch eine Minderheit von Historikern im Umkreis der sog. „Volksgeschichte“ kräftig in Frage gestellt und durchbrochen worden, wobei die Hinwendung zu der damals in Deutschland florierenden Soziologie eine große Rolle spielte.

Ich meine eine durch aktive Teilnahme am Ersten Weltkrieg und durch die deutsche Niederlage geprägte, in den 20er Jahren junge Gruppe von Historikern und ihre Schüler, ich denke, um einige Namen zu nennen, an Adolf Helbok, Hermann Wopfner und Harold Steinacker in Innsbruck, an Erich Keyser in Danzig, an Otto Brunner in Wien, an Hermann Aubin, Theodor Frings und Steinbach im Bonner Landesgeschichtlichen Institut, an Werner Conze in Königsberg und an das Leipziger Seminar für Landes- und Siedlungskunde, das ab 1935 „Institut für deutsche Landes- und Volksgeschichte“ hieß.

Die genannten Personen waren weltanschaulich-politisch nicht ganz über einen Leisten zu schlagen. Generell aber gehörten sie einer eher traditionskritischen, nach-liberalen, anti-liberalen Aufbruchsströmung an, die man vielleicht mit einem Zitat des Wiener Mediävisten Otto Brunner von 1938 schlaglichtartig kennzeichnen kann: „Seit 1866 des Rückhalts am ganzen deutschen Volk beraubt, gerieten sie (die Deutschösterreicher – J.K.) in einen verzweiferten Daseinskampf mit den nichtdeutschen Völkern der Monarchie. In diesem Kampf erfuhren sie aber eins: der nationale Gedanke, die Idee des Volkstums rückte völlig in den Mittelpunkt ihres Denkens, nicht der Staat, das Volk wird zur primären, leitenden Idee ihres Denkens und Handelns. In tausend Formen, im kleinsten Geschehen des Alltags hat sich dieses Ringen vor allem an den Sprachgrenzen abgespielt. Trotz aller Mißgriffe und Irrtümer, die unvermeidlich waren, geschah hier etwas Großes und Einzigartiges: die entscheidende Gestaltung volksdeutschen Denkens.“²

Spannend zu sehen ist nun, wie in diesem Dunstkreis, und zwar *kausal* mit ihm verbunden, interessante wissenschaftliche Innovationen und paradigmatische Akzentverschiebungen gelangen, die man als erkenntnisförderlich und als langfristige Stärkung geschichtswissenschaftlicher Analysefähigkeit begreifen muß.

Es gelang nämlich die Erweiterung des herkömmlicherweise politikgeschichtlich beschränkten Blickwinkels, die Entdeckung der sozialen Welt als Gegenstand des Historikers, wenn auch in völkischer Terminologie. Neue Themen wurden erschlossen: z.B. die Familiengeschichte (als Sippengeschichte), die Geschichte der geographischen Mobilität (als Siedlungs- und Wanderungsgeschichte mit besonderem Interesse an der Ost- und Grenzlandforschung). Mit Hilfe der Begriffe „Bräuche“ und „Sitten“ wurde manches von dem eingefangen, was man heute unter „Lebensweise“, „Volkskultur“ oder „Alltag“ zu fassen versucht.³ Statistische Methoden wurden verwandt und kartographische Darstellungsformen verbessert. Oftmals mußte „die historische Behandlung ... in eine Darstellung des Zuständlichen übergehen, in der das vergängliche, kleine Einzelgeschehen auf das Gesetz- und Wesensmäßige hinweist“.⁴ So der junge Werner Conze in seiner Dissertation von 1934. Dies entsprach ungefähr dem, was später vom selben Autor unter Aufnahme

einer terminologischen Anregung Braudels als Strukturgeschichte bezeichnet werden sollte.⁵

Diese Historiker waren interdisziplinär orientiert, sie arbeiteten mit Geographen, Volkskundlern und Sprachwissenschaftlern zusammen und sie öffneten sich weit den Einflüssen der Soziologie, die ja, wie man mittlerweile weiß, im „Dritten Reich“ keineswegs abgebrochen und zerstört wurde, sondern als Deutsche Soziologie kräftig betrieben wurde.⁶ „Geschichte ohne Soziologie ist ein Leib ohne Eingeweide“, schrieb der Volkshistoriker Kleo Pleyer.⁷ Es ließe sich im einzelnen zeigen, wie besonders die Soziologen Hans Freyer und Gunther Ipsen junge Historiker wie Conze und Brunner beeinflussten. Neben Brepohl, Max Rumpf, Ipsen und K.V. Müller gehörte auch Conze der deutschen Delegation an, die sich auf den Internationalen Soziologenkongreß in Bukarest 1939 vorbereitete, der dann nicht mehr stattfand.

Das seit 1933 erscheinende „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums“ stellte eine riesige Kooperationsleistung von Historikern, Soziologen, Volkskundlern und Geographen dar. In der Einleitung hieß es: „Wie die aus der geschichtlichen Anschauung gewonnenen Begriffe der Vertiefung durch das theoretische Denken bedürfen, so müssen andererseits die theoretischen Systembildungen ständig an der Wirklichkeit geprüft werden, wenn sie nicht vor der Mannigfaltigkeit des Lebens versagen wollen.“⁸ Daß dies nicht nur Programm blieb, zeigen zahlreiche Artikel. Der von Freyer und anderen geprägte Prozeßbegriff der „Volkwerdung“ – vom Volk an sich zum Volk für sich – strukturierte so manche Argumentation.⁹

Natürlich war das eine Soziologie, die vieles von dem abgestreift hatte, was ihre Vorgänger für die historistischen Historiker so schwer verdaulich gemacht hatte. Ein holistischer und eigentlich individualisierender, oft sehr unklarer Volksbegriff hatte den generalisierenden Begriff der bürgerlichen Gesellschaft mit seinen universalistischen Ansprüchen verdrängt oder doch relativiert: Die bürgerliche Gesellschaft galt nur noch als eine kurze, mittlerweile überwundene Phase, die als vorübergehende untersucht werden, aber nicht begriffsbildend wirken durfte. Die zentrale Kategorie des Volkes beanspruchte, die anstößige Ausdifferenzierung von Gesellschaft und Staat zu überwinden, denn Volkswerdung war ohne Formung durch staatliche Herrschaft, zuletzt durch den Willen des Führers, nicht möglich. Als soziologische Vorläufer nannte Freyer nicht nur Robert von Mohl, sondern auch Treitschke. Es ging ihm um die Konstituierung des „politischen Volkes“. Die entstehende Volksgeschichte war insofern nicht eine von der Politikgeschichte abgesetzte Teilbereichsgeschichte (also nicht: history of a society with politics left out), sondern ein umgreifender Ansatz, der in durchaus illiberaler Weise die Differenz zwischen Gesellschaft und Staat negierte oder als vorübergehendes bürgerliches Phänomen historisch relativierte. Hier setzte die einflußreiche Begriffsbildung von Otto Brunner an, mit ihren Anleihen bei Carl Schmidt.

Der Volksgeschichte waren gravierende Schwächen eigen, die mit ihrer Prägung durch die zeitgenössische Soziologie und mit ihrer Verankerung in dem angedeuteten weltanschaulich-politischen Bedingungsgeflecht zusammenhingen:

– Die Kategorien „Interesse“, „Klasse“ und „Konflikt“ fehlten weitgehend. Von

daher bestand die Neigung zu einem harmonisierenden Bild oder einem solchen, das durch die stark betonten Kämpfe von Volksgruppen gekennzeichnet war. Dies war eine Verzerrung.

– Man findet eine Überschätzung und Idyllisierung bäuerlicher Lebenswelt, des „Landvolks“ als eines „Humusbodens des Volkstums“ (Brunner) und eine gewisse Unwilligkeit zur Analyse städtischer Bevölkerungen und industrialisierender Gesellschaften.

– Diese Forschung war deutsch orientiert, wohl auch oftmals deuschtümelnd, die Untersuchung außerdeutscher Verhältnisse blieb am Rande, es sei denn, in ihrer Beziehung zu deutscher „Volkswerdung“. Systematische Vergleiche fehlten.

– Im einzelnen ließe es sich nachweisen, wie rassistische und völkische Vorurteile zu politisch wie wissenschaftlich problematischen Aussagen führten, auch bei damals und später angesehenen Wissenschaftlern.

– Die ideologische Verankerung dieser Volksgeschichte versperrte ihr den Zugang zur sozialökonomischen Analyse in der Marxschen Tradition – zweifellos eine empfindliche Blindstelle und Ausdruck einer deutlichen Kontinuität zu den vorangehenden Jahrzehnten.

Dieser erste große Versuch von Historikern, in ein enges Verhältnis mit den systematischen Nachbarwissenschaften und insbesondere mit der Soziologie zu kommen, erregt also in der Rückschau sehr gemischte Gefühle: Einerseits gelangen bedeutsame Innovationen, die man – auch langfristig und auch von ganz anderen politischen Positionen her – als Fortschritte werten muß. Dazu gehören die Wendung zur Strukturgeschichte, die sozialgeschichtliche Erweiterung des traditionell verengten politikgeschichtlichen Blickwinkels, die Bereitschaft zur Verwendung systematischer Begriffe in klarer Distanz zur Quellensprache, die Erschließung neuer Methoden. Andererseits geschah dies von äußerst problematischen Erkenntnisinteressen her und, auch deshalb, mit gravierenden Verkürzungen, Verstellungen und Verzerrungen, die in den gleichzeitig in Frankreich und in den USA beobachtbaren Versuchen, zu einer engeren Liaison zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften zu kommen, fehlten.

Die Volksgeschichte war schon vor 1945 ein Minderheitsphänomen gewesen, von den Hauptvertretern der Zunft mißtrauisch beäugt. Die Schwelle von 1945 hat sie nicht überstanden; so wenig, daß sie heute geradezu neu entdeckt werden kann. Aber in neuer Sprache, gereinigt von völkisch-nationalistisch-rassistischen Extremen, in Verknüpfung mit neuen Anregungen, die nun aus dem Westen kamen, wirkte sie als Tradition auch nach 1945 weiter. Es gab Kontinuitäten, wie man an den strukturgeschichtlichen Programmen der 50er Jahre und vor allem an Conzes Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte im einzelnen zeigen kann.¹⁰ Aber auch unabhängig von dieser wirkungshistorischen Frage bleibt das theoretische Grundproblem herausfordernd genug: Wie kommt es, daß ein so aufklärungsfremdes, partikularistisches, vielfach irrationales und reaktionäres geistig-politisches Milieu wie das der damaligen „Volksgeschichte“ dem Fortschritt einer Wissenschaft förderlich sein kann, die wie die Geschichtswissenschaft intensivst in ihre jeweilige Zeit verwoben ist und die, wie

jede wirkliche Wissenschaft, universalistischen Grundprinzipien und aufklärerischen Triebkräften verpflichtet ist? Das Verhältnis von gesellschaftlich-politischer und wissenschaftlicher Progressivität scheint verwickelter zu sein, als man manchmal denkt.

Anmerkungen

- 1 Die folgenden Ausführungen beruhen im wesentlichen auf Vorarbeiten von Willi Oberkrome, Bielefeld, der seit 1987 unter meiner Anleitung an einer Dissertation über die „Volksgeschichte“ der 30er und 40er Jahre als Vorläufer der modernen Sozialgeschichte arbeitet. Die Studie dürfte 1990 abgeschlossen werden. Ich danke Herrn Oberkrome für die Bereitstellung der hier verarbeiteten Informationen.
- 2 O. Brunner, Österreichs Weg zum Großdeutschen Reich, in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 2, 1938, S. 519–528, S. 526.
- 3 H. Aubin, Zu den Schriften Erich Keyzers, in: Studien zur Geschichte des Preußenlandes. Festschrift für Erich Keyser zu seinem 70. Geburtstag, Marburg 1963, S. 1–11, S. 3.
- 4 W. Conze, Hirschenhof – die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland, Berlin 1934, S. 13.
- 5 Ders., Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln 1957; weitere Belege bei J. Kocka, Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, Göttingen 1986², S. 196 f.
- 6 Vgl. z.B. O. Rammstedt, Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung, Frankfurt/M. 1986.
- 7 K. Pleyer, Die Kräfte des Grenzkampfes in Ost-Mitteleuropa, Hamburg 1937, S. 20.
- 8 Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. 1, Breslau 1932, S. VII.
- 9 H. Freyer, Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie, Leipzig 1930; W. Lepenies, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft (1985), Reinbeck b. Hamburg 1988, S. 403–422; J.Z. Muller, The Other God that Failed. Hans Freyer and the Deradicalization of German Conservatism, Princeton 1987.
- 10 Dazu jetzt W. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 281–301. Generell: G.A. Ritter, Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, hrsg. v. J. Kocka, Darmstadt 1989, S. 19–88.